

Festrede von Prof. Fulbert Steffensky

60-jähriges Jubiläum

der Evangelischen Akademie Kärnten

am 26. Oktober 2012 in Klagenfurt

Freie Geister mit heiligen Texten Was haben wir an der Tradition?

Das Buch „Kaddisch“ von Leon Wieseltier (München 2000) ist eines der Bücher aus den letzten Jahren, von dem ich am meisten gelernt habe. Nach dem Tod seines Vaters entdeckt er die Wurzeln seiner jüdischen Religion. Elf Monate spricht er täglich das Kaddisch, das jüdische Trauergebet, und stößt dabei auf den Reichtum des jüdischen Denkens und Betens. Er ist ein demütiger Freigeist, sich selber und der Stimme der Toten verpflichtet. Ich komme auf ihn zurück, zitieren möchte ich zuerst eine Bemerkung (404), die meinen Glauben von der puren Existenzialität entlastet, er schreibt:

Ich bin Zeuge. ... Er (der Tote Vater) lehrte mich, hier zu sein, und hier bin ich. Es sind die Toten, die für das Kaddisch für die Toten verantwortlich sind. . Wenn ich der Zeuge bin, dann brauche ich nicht eloquent zu sein. Was für eine Entlastung!

Welche Entlastung! Ich muss nicht alleiniger Autor meines Glaubens sein. Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten, wenn ich das Glaubensbekenntnis die Psalmen spreche, die Lieder von Paul Gerhardt singe und in den Kirchen bete, die sie gebaut haben. Meine eigene Authentizität reicht für meinen Glauben nicht. Er ist zu schwer. Wenn ich mich als Glaubenden von außen betrachte, bin ich verwundert über mich selbst: Wie kann ich an die Barmherzigkeit Gottes glauben, ohne dessen Wissen kein Haar von meinem Haupt fallen soll, wenn Aggression und Feindschaft ein wesentliches Prinzip der Selbsterhaltung der Natur ist? Beispiel eines Wunders der Schönheit im Dienste der Vernichtung anderer Lebewesen: Das Spinnennetz. Eine Spinne „versteht“ ihr Netz so zu bauen, dass das Gebilde als Ganzes intakt bleibt, auch wenn die Fäden an einzelnen Stelle durch schwere Beute oder heftige Winde reißen. Sogar einem Hurrikan kann ein solches Netz standhalten. (SZ 2.2.12) Das Wunder aber ist gesponnen mit dem Zweck anderes Leben zu vernichten. Die höchste Zweckmäßigkeit geht mit höchster Aggression zusammen. Welchen Sinn soll das Ganze haben? Seine Zwecke leuchten mir ein, aber sein Sinn? Der 104. Psalm lobt die Herrlichkeit Gottes und seine weise Ordnung. Die Erde ist voll von Gottes Güte, behauptet er. In Wirklichkeit beschreibt er nur die kalte Souveränität einer

Natur, die lächelnd Gnade verteilt und kalt lächelnd Leben vernichtet. Der Psalm preist die jungen Löwen, die brüllen nach Raub und die ihre Speise von Gott suchen. Diese „Speise von Gott“ sind die Lämmer, die in ihrer Todesangst brüllen; die Ziegen, die dem tödlichen Biss zu entkommen versuchen. „Es warten alle auf dich, dass du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit.“, heißt es im Psalm. Für die meisten Lebewesen in der Geschichte ist die Speise „zur rechten Zeit“ ausgeblieben, oder sie dienten „zur rechten Zeit“ als Speise für andere Kreaturen. Wie verrückt und wahnhaft, verzweifelt oder wie mutig muss jemand sein, der dies mit offenen Augen sieht und dennoch sagt: „Lobe den Herrn, meine Seele.“ Der Glaube ist schwer. Leicht ist er nur, wenn ich die Augen schließe vor den Abgründen des Lebens.

Ich bin Zeuge des Glaubens meiner Toten. Die Toten bezeugen meinen Glauben. Die Psalmen beten mich, nicht nur ich bete die Psalmen. Sie werden nicht nur durch mein Gebet lebendig. Ich werde als Beter lebendig, indem ich in den Trost der Texte schlüpfe. Der Glaube meiner Toten stellt mich als Beter her, er erbaut mich zum Beter. Nichts geht ohne mein Herz, das ist wahr, aber nichts geht auch allein mit dem eigenen Herzen. Nur wer glaubt, er müsse alles sein, verzweifelt an der Halbheit seines eigenen Glaubens und seiner Gebete. Weil ich arm bin, brauche ich die Mäntel meiner Toten. Im 2. Buch der Könige wird uns folgende Geschichte erzählt. Das Leben des Propheten Elia geht zu Ende. Er ist unterwegs mit seinem Lieblingsjünger Elisa. Si kommen an den Jordan, der angeschwollen ist. Elia schlägt mit seinem Mantel auf das Wasser, und sie passieren den Fluss trocknen Fusses. Dann kommt der Todeswagen, der Elia entführt. Seinem Jünger Elisa hat er seinen Mantel zurückgelassen. Dieser geht zurück, er kommt wieder an den Jordan, und er schlägt mit dem Mantel des Propheten auf das Wasser. Das Wasser teilt sich wie bei Elia, und der Jünger geht wie mit Elia ungefährdet durch den Fluss. Elisa hat ein Vermächtnis, er hat die Kraft und den Mantel des großen Meisters. Bei seiner künftigen Lebensarbeit ist er nicht mehr nur auf die eigene Kraft, auf den eigenen Mut angewiesen. Er hat den Geist des Propheten geerbt. Er braucht sich nicht mehr nur an sich selber zu wärmen. Er hat den Mantel des Toten. Die Tradition – das sind die Lebensmäntel, die uns die Toten hinterlassen haben. Wir haben im Glaubensbekenntnis, in den Bildern, in den Psalmen, im Vaterunser, in den Kirchengebäuden die Mäntel der Toten. Man muss sich nicht nur an der eigenen Wärme wärmen. Man kann sich in sie hüllen, wenn das eigene Glaubenshemdchen gar zu kurz oder zerschlissen ist. Die Kirche ist eine Art Kostümverleihanstalt mit ihren Schätzen, mit ihrer Tradition und mit ihren Bildern. Dies war die Ouvertüre dessen, was ich sagen will. Die Themen werde ich jetzt durchspielen.

Was haben wir an unseren Traditionen? Ich erinnere an ein Märchen aus der frühchristlichen Zeit beginnen, an das sogenannte Perlenlied. In ihm ist von einem Königssohn geredet, der im Osten, in der Welt des Lichts wohnt, umhegt von der Fürsorge seiner Eltern. Dort aber kann er nicht bleiben. Er soll nach Ägypten, in das

Land der Finsternis und eine kostbare Perle finden. Er legt die Königskleider aus purem Glanz ab und macht sich auf den Weg. Erbe kann er erst sein, wenn er die Gefahren bestanden hat und mit der Perle zurück ist. Er kommt in das fremde Land und kehrt in einer Herberge ein:

Einsam war ich, keiner stand mir zur Seite,
den anderen Gästen meiner Herberge war ich fremd...
Ich wollte aber nicht auffallen,
wollte vermeiden, dass sie mich als Fremden erkannten...
Deshalb kleidete ich mich mit ihren Gewändern.

Schließlich aber unterliegt er der schlaun List der Bewohner des Landes der Dunkelheit:

Ich trank von ihrem Trunk des Vergessens,
und ich aß von ihrer verderblichen Speise.
Da vergaß ich, dass ich ein Königssohn bin,
vergaß meinen Auftrag, vergaß auch die Perle.

Er lebte nun wie ein Ägypter unter den Ägyptern; er diente ihrem König wie ein Sklave, obgleich er Königssohn war. Er fiel in den tiefen Schlaf des Vergessens. Als man dies im Lande des Lichts erfuhr, herrschte Bestürzung. Die Eltern und die Edlen des Landes schrieben einen Brief an den Königssohn:

Kunde von deinem Vater, dem König der Könige.
Kunde von deiner Mutter, der Herrscherin des Ostens.
Erwache und stehe auf von deinem Schlaf!...
Erinnere dich: Du bist ein Königssohn!
Erinnere dich der unvergleichbaren Perle!
Erinnere dich des Auftrags, den du bekamst!
Erinnere dich des Kleids aus purem Glanz...,
mit dem du geschmückt werden wirst!
Unvergessen wird dein Name sein,
im Buche der Helden wird man ihn lesen.
Du und dein Bruder...,
ihr seid die Erben des Reichs.

Der Brief wurde zum Adler und flog zum Königssohn. Als er dort war, wurde er zu einer Stimme, die den Königssohn aus seinen Todesträumen weckte. Er erinnerte sich nun der Worte, die in seinem Herzen eingeschrieben waren, er verglich sie mit denen des Briefs, und er sah, dass sie übereinstimmten. Er erkämpfte die Perle. Das

Gewand der Knechtschaft streifte er ab, und er suchte seinen Weg zum Land des Lichts. Der Brief half ihm, den Weg zu finden. Er war ihm Licht und Stimme auf dem Weg. Endlich findet er seine Lichtheimat. Er findet das Kleid, das ihm zugehört ist:

Die Bibel, ihre Psalmen, aber auch die nicht-biblischen Texte unserer Tradition sind die Brief aus dem fernen Land. Wer einen solchen Brief aus der Ferne hat, der könnte am Weiterschlafen gehindert sein. Er könnte aufwachen und sehen, wo er ist und wem er dient. Die Schärfe seines Blickes kommt daher, dass er nicht nur ein Heutiger ist. Er ist auch ein Gestriger mit einer alten Erinnerung, er ist auch ein Morgiger mit seinem Versprechen. Die Gegenwart, die nur sich selber kennt, ist das pure Gefängnis.

Vielleicht wird der, der durch die Stimme des Briefes aufwacht, als erstes leiden lernen. Er würde leiden am Wissen, dass er im Land der Dunkelheit ist und dem Totenkönig dienen muss. Er wäre nicht mehr zuhause, jedenfalls nicht mehr ganz zuhause in jener Fremde. Er würde die wundervolle Tugend der Skepsis lernen. Er würde im Dienst der Erinnerung ein Freigeist in jenem Lande. Die Schönheit bräche schon ein in diese Fremde, und Ägypten wäre weniger Ägypten.

Man kann auf doppelte Weise an Texten leiden: daran, dass man welche hat, und daran dass man keine hat. Das erste ist das alte Leiden: Texte drängen sich an die Stelle der Wirklichkeit, und sie wollen sie beherrschen oder ersetzen. Die Zeiten sind noch nicht lange vorbei, da Menschen ihre eigenen authentischen Erfahrungen gegen die Bücher retten mussten, gegen die heiligen Texte, die die Welt definierten und gegen die die Wirklichkeit es nicht leicht hatte. Es war die Zeit der Bibeln, in denen die Menschen alles Sagbare schon aufgeschrieben vermuteten. Man musste nur lesen und richtig interpretieren können. Man musste nur die richtigen Texte haben, den richtigen Kanon. Alles hatte seinen Sinn, seine Stelle und seine Ordnung. Die Welt war lesbar, man musste nur lesen können und wollen

Es gibt ein anderes Gefängnis: dass Menschen nur noch Gefangene ihrer eigenen Herzen sind; dass sie keine Texte, keine Bilder, keine Lieder, keine Gedichte, keine Sprichwörter und keine Gruppe mehr haben, die einem die Welt aufschließen. Die Welt liegt den Menschen nicht offen zu Füßen, und die Wirklichkeit ist nicht jederzeit betretbar. Wenn man keine Führer hat, kann man sich in der Wirklichkeit nicht zurechtfinden und erkennen, was sie hat und was ihr fehlt. Texte, die man sich erwählt hat; auf die man setzt; die zum Kanon geworden sind, indem man ihnen vorrangig vertraut, öffnen die Augen für die Gegenwart. Die pure Gegenwart ist aus sich selber heraus nicht lesbar. Sie blendet und verblendet.

Was richtet der alte Text in uns an? Zunächst: der alte Text borgt uns Erfahrungen. Menschen lernen nicht nur an sich selber, durch die eigenen Irrtümer, Niederlagen und Erfolge. Sie lernen auch aus fremden Erfahrungen. Sie lernen am Modell anderer

Zeiten, anderer Niederlagen und anderen Gelingens. Unsere Hoffnung kommt zustande, indem wir die Realisation der Hoffnungen von anderen wahrnehmen. Im Psalm 18 heißt es: „Mit meinem Gott springe ich über Mauern.“ Ich kann noch nicht über die Mauer springen, aber es hat in der Geschichte der Gruppe, zu der ich mich zähle, schon Menschen gegeben, denen es gelungen ist. Ich mache mir ihre Erfahrung so sehr zu eigen, dass ich mit dem Psalm sprechen kann: Du hast uns aus Ägypten geführt! Du hast uns durch das Wasser geführt, und du hast uns in der Wüste gesättigt. Die in den Texten gesammelten Erfahrungen erinnern mich daran, dass man Wasser und Wüsten entkommen kann. Ich berge mich in fremde Erfahrungen. Ich bin nicht allein, und ich muss nicht der vollkommene Meister meiner selber; meiner eigenen Hoffnung und Souveränität sein. Die Gruppe und ihre Texte sind immer auch eine Hoffnungsverleihanstalt, und man kann die eigene Hoffnungslosigkeit maskieren mit den fremden Geschichten

Texte leihen Lebensmut, Texte befreien mich aus dem Gefängnis der Heutigkeit. Texte bauen an den inneren Bildern von Menschen. Vielleicht ist zu formal geredet, wenn ich sage, dass die Fremdheit der Texte die reine Heutigkeit sprengen. Die Texte haben ja schließlich einen Inhalt. Wenn ich mein Evangelium oder meinen Franziskus kenne, dann bilden sie meine Seele: ich lerne wünschen, dass das geknickte Rohr aufgerichtet werden soll; dass die Hungrigen Brot und die Nackten Kleider haben sollen; dass die Sünde vergeben und dass der Tyrann gestürzt werden soll. Ich lerne wünschen und ich lerne vermissen. Ich lerne das Augenlicht der Blinden zu vermissen und das Recht der Armen. Ich werde über Texten, die ich mir angeeignet habe, zu einem Menschen mit gebildeten Lebensträumen.

Ich möchte nun nicht nur die Wahrheit loben, zu denen uns die alten Texte führe können. Ich möchte zuerst ihr Schönheit loben. Etwas schön zu finden, ist wichtiger, als etwas nur für wahr zu halten. Diese Schönheit möchte ich an einer Geschichte des Franz von Assisi zeigen. Einmal war Franziskus am Sonntag Laetare in der Fastenzeit in Rom beim Kardinal Orsini an der Piazza Navona zum Essen eingeladen. Als er auf die Piazza kam, stauten sich schon die Wagen der Fürsten und Bischöfe. Ein Diener führte ihn an seinen Platz an der Tafel, die sich bog bei der Menge der Speisen und des Weins. Franziskus sah dies, er verließ die Tafel und ging mit seinem Bettelsack nach Trastevere, wo die Armen wohnten. Er bettelte wie gewöhnlich, und von einem bekam er einen Kanten Brot, hart, wie das Brot der Armen ist. Von einem anderen bekam er einen Knochen mit Fleischresten und von einem dritten einen Strunk alten Gemüses. Mit den geringen Gaben der Armen ging er zurück zum Tisch des Kardinals. Eben war die Krebsuppe aufgegessen, da kam Franziskus und verteilte die Gaben der Armen unter die Prälaten und Fürsten. Und so konnten alle das Brot der Armen mit dem Brot der Prälaten vergleichen.

Diese Erzählung flattert durch die Christentumsgeschichte wie eine unzerstörbare und nicht einzufangende Schönheit. Eine Eigenart solcher Geschichten: Es ist unerheblich, ob sie historisch sind oder nicht. Ihre Wahrheit liegt nicht in ihrer Historizität. Wichtig ist, dass sie erzählt wird. Wenn diese Geschichte überhaupt etwas will, dann will sie bilden und erbauen. Die Stärke dieser Sprache liegt nicht in ihrer argumentativen Überzeugungskraft, sondern in ihrer anarchistischen Schönheit. Schönheit meine ich nicht als einen formalästhetischen Begriff. Schön nenne ich diese Geschichten, weil sie von der dem Menschen zugeordnete Würde erzählen. Sie erzählen davon, dass jeder das Brot haben soll, das er braucht. Es soll keiner beleidigt werden durch Hunger, es soll sich keiner selber beleidigen, indem er den Armen das Brot wegfrisst. Jede dieser Geschichten lehrt den Durst nach mehr Leben. Man will Amen sagen, wenn man sie hört: Ja, so soll es sein, so kann man leben. Anarchistisch nenne ich diese Schönheit, weil sie den maskierten Tod entlarvt, in dem die einen fressen und die anderen hungern. Die Schönheit und die Poesie sind die Mütter des großen Durstes. Jeder Sturz der Tyrannen, jede Arbeit an der Gerechtigkeit und jeder Traum von einer anderen Welt sind auf sie angewiesen. Ohne Schönheit und ohne Poesie geht ihnen der Atem aus oder sie werden stalinistisch. Schönheit, Spiel, Poesie und Gewaltlosigkeit haben miteinander zu tun. Jede Bewegung, die das Leben von Menschen ändern will, ist nicht nur nach ihren Zielen zu befragen und durch ihre Ziele gerechtfertigt. Man muss sie fragen, ob sie Zeit hat für Umwege oder ob sie nur funktionalistisch denkt. Man muss sie fragen, ob sie einen Ort und ob sie Zeit hat für das Spiel, für die Lieder und für die Erzählungen der Freiheit – auch für das Gebet als die große poetische Form des Freiheitsdurstes.

Was heißt es, ein heiliges Buch, die Bibel, im Zentrum unseres Selbstverständnisses zu haben? Ich habe eine Kollegin, eine Historikerin, die mit Religion außer im historischen Blick noch nie näher in Verbindung gekommen ist. Sie beschäftigt sich im Zusammenhang ihrer Themen mit dem deutschen Judentum im 18. Jahrhundert. Im Gespräch machte sie eine fast neidische Bemerkung: „Wie merkwürdig und wie großartig, dass diese Juden ein Buch haben und dass sie sich alle auf dieses Buch beziehen, so als wäre die Welt noch lesbar!“ Ich möchte das auf uns beziehen: Wie merkwürdig, dass sich in der Zeit der abgeschafften heiligen Bücher während der Kirchentage viele Tausende jeden Morgen um die Wahrheit eines alten Textes bemühen! Wie merkwürdig, dass jeden Sonntag ein Text ausgelegt wird, so als sei die Welt noch einsichtig und auslegbar. Wir haben keinen Papst, aber wir haben noch ein altes Buch. Die Systeme sind zerbrochen und Fragment geworden, auch die theologischen Systeme in unserer Kirche, aber wir haben noch ein altes Buch. Selbstverständlich haben wir das Buch nicht, wie man einen Papst oder ein System hat. Das ist der Unterschied zwischen traditionellen Zeiten und der Jetztzeit: Die Wahrheit ist vom Diktat zum Gespräch geworden. Ich rede keinem Biblizismus das Wort. Aber ich will sehen und schätzen, was wir haben: eine andere Stimme als

unsere eigene. Eine Stimme, auf die sich alle beziehen und die sie heiligen, indem sie sich auf sie beziehen. Wir sind nicht allein, und wir sind in allen Auseinandersetzungen in unserer Kirche mehr als unser Selbstzitat. Die Wahrheit braucht im Raum der Kirche nicht aufgelöst werden in die Häufung der Phänomene. Wir haben eine Lehrerin, die uns anweist und die nicht alles duldet. Wo gibt es das, und welche Hoffnung enthält dies auf Wahrheit und Versöhnung?

Noch einmal grundsätzlich zum Umgang mit unseren Traditionen! Ich beginne mit einem Bild. Unsere Enkelkinder, also sie noch klein waren, schlappten gerne in unseren Schuhen und Pantoffeln durch die Wohnung. Sie spielten, sie wären wir. Was tun wir, wenn wir im Glaubensbekenntnis sprechen, hinabgestiegen in die Unterwelt, aufgefahren in den Himmel? Was tun wir, wenn wir die anderen grossen Sätze dieses Bekenntnisses oder unserer Tradition sprechen? Wir schlappen in der Sprache und in den Bildern unserer Toten durch diese Kirche. Diese Sprache passt uns nicht ganz; wir haben sie uns nicht ausgedacht. Es sind oft zu grosse Worte für unseren kleinen Glauben, für unsere karge Hoffnung und für unser beschränktes Verstehen. Sie ist uns so fremd, wie unsere Schuhe den Enkeln fremd sind. Sie ist uns so nah, wie unsere Schuhe den Enkeln nah sind. Ein Glück, dass man eine Fremdsprache hat, in die man seine eigene kleine Hoffnung bergen kann. Wenn ich einen Psalm bete, wenn ich die Texte höre, die von der Rettung des Lebens sprechen, dann berge ich mich in eine Sprache, die mir die Toten vorgewärmt haben. Ich lese in meiner Bibel: „Die Erde ist voll von deiner Güte.“ Wenn ich sehe, was in der Welt geschieht, habe ich meine Zweifel an diesem Satz. Aber so hat Bonhoeffer im Gefängnis gesprochen, und so spreche ich diesen Satz nach. Ich sage aufgefahren in den Himmel, er wird wiederkommen zu richten die Lebenden und die Toten, und weiss, so hat Martin Luther King gesprochen, Paul Gerhard hat so gehofft, Elisabeth von Thüringen und die Polin, bevor sie im Lager Neuengamme hingerichtet wurde. Man zitiert, wenn man glaubt. Ich zitiere, wenn ich auf das Land hoffe, aus dem die Seufzer geflossen sind. Ich zitiere die Apokalypse, wenn ich behaupte, dass es einen neuen Himmel und eine neue Erde geben wird, und dass der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz. Welche ein Glück, dass man eine Fremdsprache für den Glauben hat. In der fremden Sprache, in den Geschichten und den Bildern von gestern berge ich meinen Glauben unter der Maske der Toten. Ich stehe nicht allein. Nicht einmal für meinen Glauben. Ich benutze die Sprache meiner lebenden und toten Geschwister, und ich benutze damit ihren Glauben. Ich glaube den Toten ihren Glauben. Mich langweilt ein überbordender Authentizitätswunsch, der sich ausdrückt in der Ablehnung der alten Bilder, der alten Sprache und der alten Formeln. Die Beschränkung auf das Zeitgemässe, auf das Sagbare, auf das Verständliche ist eine Selbstverdammung zur Glaubensdürftigkeit. In den Formeln, in den fremden Sprachen der Toten springe ich weit über mein Sprachvermögen hinaus. Ich spiele den Clown, in der Sprache der andern, und lese ihnen die

Hoffnung von den Lippen. Ich lese der alten Frau die Hoffnung von den Lippen, die mir sagt, mein Mann ist gestorben, er ist jetzt im Himmel. Ich frage nicht dauernd ob das richtig oder falsch ist. Ich lese ihren Glauben, ich lerne ihren Glauben. Es ist mir zu buchhalterisch, darauf zu bestehen, alles allein vor dem eigenen Verstand und Gewissen verantworten zu wollen. Mein Herz verantwortet nicht die grosse Sprache, die die Auferstehung der Toten und der Sturz der Tyrannen nennt. Oft spricht man sie wie fremde Sätze gegen das eigene Herz. Es gibt Menschen, die es nicht ertragen, Söhne oder Töchter zu sein, eine Herkunft und eine Tradition zu haben. Sie ertragen es nicht, Tote zu haben, die vor ihnen gelacht, geweint, geliebt und geträumt und ihren Glauben gestammelt haben. Sie sind gezwungen Originale zu sein und alles im eigenen Namen zu tun, in der eigenen Sprache zu sprechen und vor dem eigenen Verstand zu verantworten. Ich war neulich in einer Gemeinde, die mir stolz erklärte, sie hätte das Glaubensbekenntnis abgeschafft. Es sei nicht mehr zeitgemäss. Oh welche Tiefe der Weisheit und der Erkenntnis! Natürlich ist das Glaubensbekenntnis nicht zeitgemäss. Es ist aus einem anderen Horizont gesprochen, aber es ist die Sprache und der darin gesammelte Glaube meiner Toten. Welcher Zwang, erster zu sein, welcher Zwang, authentisch zu sein, welcher Zwang, die Mäntel der Toten zu verachten. Wir kommen nicht aus dem Nichts, wir gehen nicht ins Nichts. Die Toten haben uns mit ihrer Überlieferung die Mäntel ihres Glaubens hinterlassen.

Bis hierhin wäre sogar der Papst mit mir einverstanden, und darum braucht es einen protestantischen zweiten Teil. Ich gebe Luther das Wort (er wartet schon lange!): Wie die Zeiten gewachsen sind, so ist auch der Buchstabe und der Geist gewachsen. Was jenen, den Alten, damals genügte zum Glaubensverständnis, das ist uns jetzt nur noch Buchstabe. Darum müssen wir um den Glaubensverstand beten, damit wir nicht im tötenden Buchstaben erstarren. Ein kühles Wort: unsere Überlieferungen sind zunächst Buchstaben, auch die Bibel. Die Überlieferung ist nicht identisch mit der Sprache des Geistes. Mit der Sprache der Toten haben wir noch nicht den Geist der Toten. Mit der Sprache der Tradition haben wir noch nicht den Geist der Tradition. Religionen sind oft geblendet von der Idee der Kontinuität und sie suchen ihr Heil im Statusquo und in der Wiederholung. Sie vergessen die andere Schönheit, die Gott uns zumutet: Weiterdichten an den großen Liedern des Glaubens; Weiterdichten am Glaubensbekenntnis und an den Psalmen! Befreie den Willen Gottes aus dem Schutt der Herkömmlichkeiten! Denke nicht, dass Du ihn kennst und erfüllst, indem du den Willen deiner Väter und Mütter erfüllst. Wer nur denkt, tut und liebt, was seine Väter und Mütter gedacht und geliebt haben, der lebt nicht im Geist seiner Väter und Mütter. Er mag in ihrem Buchstaben leben, aber nicht in ihrem Geist. Wir leben von den Schätzen unserer Väter und Mütter, aber nur dann, wenn wir weiterdichten an ihren Liedern und Geschichten des Glaubens. Der Geist braucht Uebersetzung, keine Repetition. Franz Fühmann: „Die Treue zum Mythos erfordert

Untreue gegenüber allen seinen vorhandenen Fassungen, das klingt paradox, doch wir wollen zu unserer Rechtfertigung darauf hinweisen, dass im Mythos ja immer ein Widerspruch nistet.“

Wir lesen in der Pfingstgeschichte: Die ersten Zeugen und Zeuginnen des Geistes reden nicht nach innen, sie murmeln nicht zu sich selbst. Sie treten auf und scheuen keine Öffentlichkeit. Die Leute, die sie hören, die Parther und Meder, die Leute aus Pontus und Phrygien, die im Pfingstbericht aufgezählt sind, verstehen sie. Sie hören sie in ihrer eigenen Sprache von den großen Taten Gottes reden. Die Welt versteht sie. Der Welt hat den Glauben verloren, klagen wir gelegentlich. Ein Problem ist auch, dass der Glaube die Welt verloren hat. Mein Wunsch an diese Kirche, die sich dem Pfingstgeist verpflichtet, ist, dass ihr Glaube nicht weltlos bleibt. Ein weltloser Glaube erschöpft sich in den eigenen Sprachspielen. Er erstarrt zum Rezipitativ, zur Wiederholung der alten Formeln, ohne dass man versteht, was sie mit dem Glück und den Wunden der Menschen zu tun haben. Die Pfingstzeugen hatten keine Angst. Je mehr Angst wir als Kirche haben, umso mehr wollen wir den Glauben bewahren, indem wir ihn rezitieren. „Als man aufhörte zu übersetzen, hörte man auf zu bewahren.“, sagt der französische Soziologe Bruno Latour. Ich bin ein Freund jener alten Sprache der Tradition, ich bin ein Freund des Glaubensbekenntnisses. Aber wenn ich es liebe, muss ich mir die Mühe machen zu übersetzen, was Schöpfung heißt; was Christus, was Kreuz, Auferstehung und Gericht bedeuten. Übersetzen heißt nicht einfach neue Vokabeln für die alte Sache zu finden. Mit Vokabeln war noch nie etwas getan. Aber was heißt es dann?

Übersetzen heißt identifizieren, wer die Freunde und die Feinde jener großen Sprache sind. Die große Botschaft sucht die Welt und ihre Schmerzen auf. Wenn das alte Wort Schöpfung genannt wird, dann soll deutlich werden, wo diese Schöpfung bewahrt und wo sie verraten wird. Wenn der Christus der Bergpredigt genannt wird, dann nennen wir auch seinen Zorn gegen die Verräter seiner Predigt, auch gegen uns selbst. Wir nennen die ersten Adressaten seiner Aufmerksamkeit, die Opfer. An Christus glauben, heißt nicht, einen Satz für wahr halten. Es heißt, seinen Blick auf die Welt zu lernen. Nein, der Glaube erschöpft sich nicht in ungetrösteter Aktivität. Aber der Glaube ist nicht verstehbar, weder für die Glaubenden selbst noch für die Phrygier und Pamphylier draußen, wenn er nicht die Gestalt des Trostes und der Güte annimmt.

Alle Glaubensaussagen sind poetische Annäherungen an die Wahrheit. In unsere Aussagen über die Schöpfung, über die Erlösung und über Christus sind unsere Leiden, unsere Wünsche und unsere Ängste eingewickelt. Das macht die Verschiedenartigkeit und die Lebendigkeit eines Bekenntnisses aus. Die Glaubensaussagen verlieren immer da ihre Kraft, wo sie als objektive verstanden werden, zu allen Zeiten und von jedem zu machen, unüberholbar und unberührt von

den Zeitläufen und den Schicksalen ihrer Bekenner. Religiöse Sprache ist, wo sie den Namen verdient, eine poetische Sprache, das heißt, dass sie nicht zu hören ist abgelöst von den Sprechenden, von ihren Tränen und von ihrem Jubel. Sie ist gerade keine Einheitssprache, die zu allen Zeiten zwischen Tokio und Lima gilt. Sie ist Auslegung, nicht nur Rezitation eines immer schon Gesagten. Das heißt nicht, dass sie die willkürliche Expression der Gemütslagen von unverbundenen Individuen ist. Wir haben Texte und Traditionen, die unsere Auslegung richten, sie aber nicht beherrschen. In jede Auslegung gehen das Charisma und die Blindheit der Auslegenden ein. Ganz wird die alte Sprache sich nicht in unsere Gegenwärtige übersetzen lassen. Noch einmal Wieseltier: „Eine Tradition, die völlig transparent ist, ist eine Tradition, die völlig am Ende ist.“ (100)

Ich liebe das Glaubensbekenntnis, weil es eine Ansammlung von frechen Unsäglichkeiten ist: Ich glaube an Gott – gegen alle Erfahrung der Absurdität des Lebens. Ich glaube an den Gott, der in Christus unser Menschenschicksal teilt; eine größere Unmöglichkeit kann man sich nicht ausdenken. Ich sage „geboren aus der Jungfrau Maria“, und ich behaupte damit, dass die Rettung des Menschen mehr ist als das Resultat menschlicher Möglichkeiten. Die frechste Bemerkung: Ich glaube an die Auferstehung der Toten, weil ich keinen verkommen lassen will. Das Glaubensbekenntnis ist von rotzfrecher Schönheit. Natürlich spreche ich auch andere und neue Bekenntnisse gern. Grässlich allerdings finde ich, wenn Bekenntnisse in Sagbarkeiten ersticken; wenn sie nicht mehr sagen, als zu sagen ist; wenn sie die große, bis ins Land des ganzen Glücks ausgreifende Sprache nicht mehr wagen; wenn sie nicht mehr bieten als eine heroische Moral. Was sagbar ist, sagen viele. Die Kirche soll die Unsäglichkeiten retten.

Es gibt noch eine andere Aufgabe derer, die sich zu einer Tradition bekennen, sie müssen sie reinigen. In dem Wort Tradition steckt das lateinische Wort tradere, es heißt sowohl überliefern wie auch verraten. Wer eine Tradition hat, hat den Geist seiner Väter und Mütter, und er hat ihren Verrat. Wir müssen mit dem Geist unserer Toten ihre Geistlosigkeit aufdecken und bekämpfen. Ich sage es an einem Beispiel: Ich liebe Franz von Assisi, ich zitiere ihn oft. Nun gibt es es von Franz folgende Geschichte: Einmal wird er gefragt, was der wahre Gehorsam sei. Er antwortet: Nimm einen Leichnam, drehe ihn nach rechts – er wehrt sich nicht. Drehe ihn nach links – er wehrt sich nicht. Stelle ihn auf eine Kanzel – er schaut nicht hochmütig nach oben, sondern demütig nach unten! Was mach ich, der ich Franz liebe, mit der Geschichte eines solchen Kadavergehorsams? Je mehr ich mich eingelesen und eingeliebt habe in den Geist des Franz von Assisi, umso mehr reinige ich Franziskus mit seinem eigenen Geist. Je mehr ich mich eingelesen und eingeliebt habe in meine Bibel, umso mehr reinige ich den Buchstaben der Bibel mit dem Geist der Bibel. Ich werde dann Paulus gegen Paulus wenden. Ich werde dann nicht sein „Das Weib schweige in der Kirche“ wiederholen. Ich werde den Satz vertreiben mit seinem

anderen Satz: Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier; hier ist nicht Mann noch Frau – denn ihre alle seid eins in Jesus Christus. Diese Scheidung des Geistes vom Ungeist in der eigenen Tradition ist nicht nur ein kühles Aufklärungsunternehmen, es ist die schmerzvolle Reinigung des eigenen Hauses. Wer Tote hat, steht auf ihren Schultern und er muss ihnen vergeben, wie auch unsere Kinder uns einmal vergeben müssen. Wer nicht erwachsen werden will, soll nicht aufhören, seine Eltern anzuklagen. Wer nichts erwachsen werden will, der verbeißt sich in die Fehler der eigenen Tradition und wird damit unfähig, ihre Schätze zu heben.

Lassen Sie mich diesen Teil zusammenfassen: Die fremden Texte mit ihren fremden Horizonten und Bildern, die nicht die meinen sind, die Psalmen, die Propheten, die Schöpfungsgeschichte, die Rede vom Himmel, vom Himmelreich, vom Reich Gottes: Ich bin Gast von Bildern. Ich muss ihre weltanschaulichen Horizonte nicht zu meinen machen. Ich bin ihr leicht ironischer oder auch humorvoller Gast. Humorvoll: Ich glaube nicht alles, was sie sagen. Ich teile nicht ihre naturwissenschaftlichen und historischen Voraussetzungen, ich glaube nicht, dass die Welt in sechs Tagen geschaffen ist und vor 6000 Jahren. Humorvoll bin ich auch mir selbst gegenüber. Ich, der Mensch des 21. Jahrhunderts, erlaube mir eine Sprache zu sprechen, erlaube mir Bilder zu gebrauchen, die nicht meine sind. Die Psalmen, die anderen Teile der Bibel, sie sind das Gottesgespräch meiner Toten. Dieses höre ich, in dieses trete ich ein, in dieses schreibe ich ein meine eigenen Wünsche und Hoffnungen. Es sind die grossen Gedichte von anderen Generationen, die ich lese. Ich frage nicht, ob sie in allem richtig sind. Und doch trinke ich von einer alten Wahrheit. Ich lasse ihnen ihre Fremdheit und nehme teil an ihrer Wahrheit. An der Wahrheit ihres Hungers nach Gott, nach Hoffnung, nach Gerechtigkeit, nach Schönheit. Mein Gaststatus macht es mir möglich, in den alten Zelten der Hoffnung zu wohnen. Ich gebe also meine eigenen Horizonte nicht auf, und ich beharre nicht auf ihnen, weil auch die mir zu kläglich sind. Ich bin ein Freigeist mit Wohnrecht an fremdem Ort. Ich lasse mich von ihnen in ihren Glauben ziehen. Ich mache erst gar nicht den Versuch, sie völlig mit mir auszufüllen, mit meinem eigenen kärglichen Geist und Glauben. Sie ziehen mich, den Fremden, in den grossen Strom des Glaubens meiner Toten, ich glaube meinen Toten ihren Glauben. Ich wehre mich nicht gegen sie. Ich bin Freigeist mit Wohnrecht an fremdem Ort.